



Hoffnung geben

Predigt beim Gottesdienst zur Gedenkveranstaltung anlässlich des 100. Geburtstags von P. Johannes Schasching SJ

15. August, Kirche in Stadl-Kicking (Engelhartszell)

Aus dem Jahr 700 v. Chr. stammt die mythische Erzählung von der sogenannten Büchse der Pandora. Darin schildert Hesiod, einer der ältesten Dichter der griechischen Antike, wie der Göttervater Zeus der ersten Frau Pandora den Auftrag erteilt, den Menschen eine Büchse zu übergeben, die aber keinesfalls geöffnet werden dürfe. Doch Pandora hält sich nicht daran und macht sie auf. Darauf entweichen aus ihr alle Laster, alle Gemeinheiten, alle Bösartigkeiten, alles Unheil, alle Krankheiten, alles Tödliche. Das alles breitet sich anscheinend unaufhaltsam in der Welt aus. Das letzte, das einzig Positive, das die Büchse enthielt, war die Hoffnung. Doch bevor diese in die Welt gelangte, war die Büchse wieder verschlossen. So trostlos endet die mythische Erzählung, sie ist kein historischer Bericht, aber doch eine dichterische Spiegelung menschlicher Gefühle und Erfahrungen im Großen und im Kleinen: Kriege, blutige Revolutionen, Hungersnöte, KZs und Gulag, Auschwitz und Hiroshima ...

Doch so sehr dieser abgründig tiefe Pessimismus immer wieder durchbricht und zu lähmender Resignation verführt, das ist nicht das letzte Wort der Menschheitsgeschichte. Die biblische Botschaft spricht eine andere Sprache. Im Neuen Testament wird das Leben des Christen als ein Leben der Hoffnung beschrieben, kennzeichnend für die christliche Existenz ist die Hoffnung. In der ältesten Schrift des Neuen Testaments, dem Ersten Brief an die von Paulus gegründete Gemeinde in Thessalonich, schreibt Paulus den von ihrer Umgebung drangsalierten Christen, sie sollten nicht traurig sein „wie die anderen, die keine Hoffnung haben“ (4,13). Wer Hoffnung hat, hat Zukunft. Wer Hoffnung hat, lebt anders. Dieses Motiv der Hoffnung durchzieht alle Paulusbriefe. Der Römerbrief endet mit einem Gebet: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit lauter Freude, so dass ihr überströmt von Hoffnung.“ (15,13)

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg erschien der Bericht von Viktor E. Frankl, einem Wiener jüdischen Arzt und Psychotherapeuten, der das Grauensvolle der Konzentrationslager erlebt und überlebt hat. Für ihn ist ein Schlüsselsatz, um in Extremsituationen zu bestehen, das Wort von Friedrich Nietzsche: „Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie.“ Wehe denen, die im Lager kein Lebensziel mehr vor sich haben, die sich aufgegeben hatten und jeglichen Zuspruch ablehnten mit der typischen Redewendung: „Ich hab ja vom Leben nichts mehr zu erwarten.“ Dazu Frankl: „Es kommt eigentlich nie und nimmer darauf an, was wir vom Leben noch zu erwarten haben, vielmehr lediglich darauf: was das Leben von uns erwartet!“ Also nicht, was ich vom Leben zu erwarten habe, was mir an Hoffnung gegeben wird, sondern vielmehr umgekehrt, was das Leben von mir erwartet, was ich an Hoffnung zu geben vermag. „Menschliches Leben“, so sagt er den Mithäftlingen in der stockfinsternen Baracke, „hat immer und unter allen Umständen Sinn, und dieser unendliche Sinn des Daseins umfasst auch noch Leiden und Sterben, Not und Tod. Auf jeden von uns schaut in diesen schweren Stunden und erst recht in der für viele von uns nahenden letzten Stunde irgendjemand mit liebevollem Blick, ein Freund oder eine Frau, ein Lebender oder ein Toter – oder ein Gott. Und er erwartet von uns, dass wir ihn nicht enttäuschen.“¹

¹ Viktor E. Frankl, „... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, TB 1977, 133.

P. Johannes Schasching SJ (* 10. März 1917 in St. Roman, Oberösterreich; † 20. September 2013 in Wien)

war ein Mensch, der Hoffnung gegeben hat. Ich habe ihn in meiner römischen Studienzeit (1976-1981) als einen näheren Landsmann kennen und schätzen gelernt, dem nichts zu gering und zu klein war, als dass er sich nicht hätte darum kümmern wollen. Er war mir bei der Zimmersuche für eine Studentin behilflich, die in Rom ein Jahr studieren wollte. Zu Weihnachten gab er mir immer ein Paket für eine ältere Frau in einem Pflegeheim in Bad Hall mit. Seine Aufmerksamkeit galt immer zuerst den Bediensteten. Als wir einmal gemeinsam zu einem Mittagessen in der österreichischen Botschaft beim Heiligen Stuhl eingeladen waren, hat er zuerst die Angestellten begrüßt und sich mit ihnen unterhalten. Der Botschafter musste warten. Natürlich war bekannt, dass er Berater bzw. Ghostwriter von Papst Johannes Paul II. war, z. B. bei der Enzyklika „Laborem exercens“ oder bei „Centesimus annus“. Wert und Würde der menschlichen Arbeit (vor dem Kapital) waren Grundanliegen von P. Schasching: „Im Wort der göttlichen Offenbarung ist diese fundamentale Wahrheit zutiefst eingepreßt, dass der *Mensch*, als Abbild Gottes geschaffen, *durch seine Arbeit am Werk des Schöpfers teilnimmt* und es im Rahmen seiner menschlichen Möglichkeiten in gewissem Sinne weiterentwickelt und vollendet, indem er unaufhörlich voranschreitet in der Entdeckung der Schätze und Werte, welche die gesamte Schöpfung in sich birgt.“² Es war für P. Schasching auch klar, dass die liberale Marktwirtschaft um der sozialen Gerechtigkeit willen einen Ordnungsrahmen braucht: Die Katholische Soziallehre fordert einen politischen Ordnungsrahmen für den wirtschaftlichen Wettbewerb. In der Enzyklika „Centesimus Annus“ sagt Papst Johannes Paul II.: „Es ist Aufgabe des Staates, für die Verteidigung und den Schutz jener gemeinsamen Güter wie der natürlichen und der menschlichen Umwelt zu sorgen, deren Bewahrung von den Marktmechanismen allein nicht gewährleistet werden kann. Wie der Staat zu Zeiten des alten Kapitalismus die Pflicht hatte, die fundamentalen Rechte der Arbeit zu verteidigen, so haben er und die ganze Gesellschaft angesichts des neuen Kapitalismus nur die Pflicht, die gemeinsamen Güter zu verteidigen, die unter anderem den Rahmen bilden, in dem allein es jedem einzelnen möglich ist, seine persönlichen Ziele auf gerechte Weise zu verwirklichen.“³ P. Schasching war für die „kleinen Leute“ da und er hat Päpste und Regierungen beraten, so z. B. die österreichische Bundesregierung vor dem EU-Beitritt.

Für mich hat er ein Wort verwirklicht, dass für seinen Ordensvater, den hl. Ignatius von Loyola, zutrifft, aber auch gut für den Jesuiten Jorge Bergoglio, Papst Franziskus passt.

Papst Franziskus selber erwähnt es in dem berühmt gewordenen Interview, das er P. Spadaro SJ für die Jesuitenzeitschriften gegeben hat.⁴ Es ist ihm bekannt, nicht allein deshalb, weil er Jesuit ist, sondern auch, weil dieses Wort von Hölderlin als Vorspruch für seinen Hyperion gewählt wurde und weil der Papst ein Liebhaber von Hölderlin ist. Es lautet: „*Non coerceri a maximo, tamen contineri a minimo hoc divinum est*“. – „Nicht begrenzt werden vom Größten und dennoch einbeschlossen im Kleinsten, das ist göttlich.“⁵

+ Dr. Manfred Scheuer
Bischof von Linz

² Johannes Paul II., *Laborem exercens*. Über die menschliche Arbeit, Rom 1981, 25.

³ Johannes Paul II., Enzyklika „Centesimus annus“ zum 100. Jahrestag der Enzyklika „*Rerum Novarum*“. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 101, hg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz), Bonn 1991. 40.

⁴ Antonio Spadaro SJ, Das Interview mit Papst Franziskus, hg. von Andreas Batlogg SJ, Freiburg i. B. 2013.

⁵ Hugo Rahner, Die Grabschrift des Ignatius von Loyola, in: Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe, Freiburg 1964, 435.